

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 54 (1934)

Nachruf: Professor Dr. h.c. Gustav von Schulthess Rechberg : 1852-1916
Autor: Schulthess, Georges von

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gustav von Schultheß Rechberg.



Professor Dr. h. c. Gustav von Schultheß Rechberg.

1852—1916.

Von Pfarrer Georges von Schultheß.

Friedrich Theodor Gustav von Schultheß Rechberg wurde geboren am 27. April 1852 im Hause zum Rechberg am Hirschen-
graben, dem jetzigen Sitz der kantonalen Erziehungsdirektion. Das stattliche Haus mit seinen stilvollen Räumen und seinem schönen, bis zur „Schanz“ hinaufreichenden Garten, das war die Welt, in welcher er mit vier älteren und drei jüngeren Geschwistern, die sich im Laufe der Jahre einstellten, eine glückliche Kindheit verbrachte. Seine Erziehung war bestimmt durch die beidseitigen Ueberlieferungen seiner Eltern. Seine Mutter, welche in Paris aufgewachsen war, sprach französisch und machte französische Sitte geltend. Sein Vater, der die Kadettenschule in Dresden besucht hatte, hielt viel auf körperliche Ertüchtigung seiner Kinder. Vor allem aber war es seine tiefreligiöse Ueberzeugung, welche dem Leben der Familie und ihrer Glieder das Gepräge gab.

Vom Frühling 1858 an besuchte Gustav die Stadtschule im Fraumünsteramt. Dann trat er ins Gymnasium über, wo er Anno 1870 das Maturitätszeugnis erwarb. Der Gegensatz zwischen der lebendigen Frömmigkeit daheim und der rationalen Atmosphäre des Gymnasiums, mehr aber noch der Zwiespalt zwischen Denken und Sein, Ideal und Wirklichkeit, hatte bei ihm eine starke seelische Spannung bewirkt, die in

Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und durch freundliche Vermittlung von Herrn D. Dr. Hermann Escher dürfen wir das vorliegende, dem Werke: Aus dem Archiv der Familie von Schultheß Rechberg, 1709—1931, entnommene Lebensbild einem weitem Leserkreis vorlegen. Die Redaktion.

ihm den Entschluß reifen ließ, Theologie zu studieren. Dieser innere Kampf begleitete ihn sein Leben lang. Er spannte ihn an zu unablässigem Forschen nach den letzten Wahrheiten, mit denen das Leben gedeutet werden kann. Wenige Jahre vor seinem Tod lud ein bekannter Verleger ihn mit vielen andern damals lebenden Gelehrten ein, in wenigen Worten auszusprechen, was ihm bedeutungsvoll erschien. Da sandte ihm Gustav von Schultheß nach ernster Ueberlegung den kurzen Satz: „Leben ist mehr als Denken“. Damit brachte er einerseits sein unentwegtes Bemühen zum Ausdruck, die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens begrifflich zu deuten, anderseits aber fühlte er sich gedrungen, offen zuzugeben, daß das Wunder des Lebens hoch über allem menschlichen Verstehen vor sich geht.

In diesem Zwiespalt suchte er auch stets den Grund, warum es ihm so schwer fiel — er sagte es oft —, mit seiner Persönlichkeit als geschlossenem Ganzen die Errungenschaften seines Denkens zu vertreten. War das der Grund, warum ihm größere geistige Wirkungen versagt blieben? Auf jeden Fall hat er so der Wahrheit besser gedient, und viele seiner Schüler haben dies dankbar erkannt.

Bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder war sein Vater besondere Wege gegangen. Soweit die Kirche dabei in Betracht kam, konnte die Wahl eines Seelsorgers nur auf Pfarrer Wolfensberger in Bollikon fallen, welcher schon als Vikar an der Predigerkirche, wo der Bankier zum Reichberg Mitglied der Kirchenpflege war, mit aller Schärfe die alt-reformierte Glaubenslehre von Pastor Rohlsbrügge in Elberfeld vertrat. Schon als zwölfjähriger, von schwerem Typhus eben genesener Knabe hatte Gustav bei Pfarrer Wolfensberger Erholung gefunden. Später wanderte er 1½ Jahre lang wöchentlich zweimal nach Bollikon in den Konfirmandenunterricht und wurde auch daselbst konfirmiert. Mehrere Jahre später trat er seinem Lehrer wieder nahe, als ihn der schwer erkrankte Pfarrer als Vikar zu Hilfe rief und er ihm dienen konnte bis zu seiner Wahl als Pfarrer nach Witikon. Von dort wurde er auch berufen, Wolfensberger die Leichenrede zu halten.

Das Jahr 1865 war seines Vaters Schicksalsjahr. Der dreizehnjährige Knabe verfolgte mit tiefer Bewegung und Auf-

merksamkeit alles, was er mit seinem Verstand erfassen konnte: die Entfernung der prächtigen Oefen aus den unteren Stuben, die Auktion der schönsten Möbel und des Silbergeschirrs, die Empörung des Onkels aus München und die gottergebene klare Ruhe des Vaters. Das alles blieb zeitlebens in seiner Erinnerung haften. Auch der nun einsetzende Kontrast im ganzen Lebensstil konnte nicht wirkungslos auf des Knaben Seele sein: die enge Wohnung am Nordsteig, die knappen Lebensverhältnisse. Sie bildeten eine wertvolle Vorbedingung für seine Einstellung zu Leben und Beruf. Dabei ging ihm der Vater in vorbildlicher Weise voran. Nicht nur, daß er sein eigenes Los klaglos trug, sondern er hatte als geborner Seelsorger, glaubensstarker Christ und liebevoller Mensch auch da noch das Bedürfnis, andern wohlzutun.

Die Zeit, in der Gustav von Schultheß das Studium der Theologie begann, fiel in die schwierigsten Jahre, welche die Familie seines Vaters durchmachen mußte. Dies bekam der junge Student am eigenen Leibe zu spüren. Zwar machte ihm der Vater wenig Vorschriften bezüglich des Gebrauchs von Geld; allein der Sohn hielt es für seine Pflicht, dem Elternhaus so wenig wie möglich zur Last zu fallen.

Auf Wunsch des Vaters wandte er sich im Herbst 1870 zuerst nach Basel. Dort verlebte er im Kreis edler Freunde die vier schönsten Semester. Nach wohlbestandenem Propädeutikum zog ihn die Freude an den orientalischen Sprachen nach Leipzig, wo dieselben damals auf den Lehrstühlen hervorragend vertreten waren. Doch schon nach einem Semester ließ er sich in Zürich immatrikulieren und entschied sich definitiv für die Bearbeitung systematischer Probleme. Zwei Semester in Tübingen folgten, dann bestand er nach seinem letzten Semester in Zürich das Staatsexamen.

Nachdem er die Ordination empfangen und seinem väterlichen Freunde Pfr. Wolfensberger in Bollikon als Vikar beigestanden hatte, begab er sich, dem Wunsche seines Vaters folgend, im Herbst 1876 nach Frankreich und England. Reich an Erfahrungen fürs innere und äußere Leben kehrte er heim. Nach kurzen Vikariaten in Schlieren und Bollikon wählte ihn im April 1878 die Gemeinde Witikon zum Pfarrer.

Die viele freie Zeit, welche ihm in dieser kleinen, herrlich gelegenen Gemeinde vergönnt war, benützte er mit Vorliebe

zu wissenschaftlichen Arbeiten. Dabei ging er aus von dem Bedürfnis: Geistesfreiheit und seelische Beugung vor Gott und Christus in Denken und Leben miteinander in richtige Beziehung zu bringen.

Nach Wytikon führte er am 11. August 1881 Anna Selina Synz als Gattin heim, in deren Elternhaus er denselben Geist seiner Sitte und ernster religiöser Lebensauffassung gefunden hatte.

Die Absicht, sich an der Universität zu habilitieren, mußte er aufschieben, als ihn im Herbst 1883 die Gemeinde Rüsnacht am Zürichsee zu ihrem Seelsorger wählte. Der Geist dieser Gemeinde war ganz anders als der von Wytikon. Scharfe Gegensätze, hervorgerufen besonders durch die Einstellung der Leitung des kantonalen Lehrerseminars zur christlichen Religion, vermochten nicht, seine Liebe zu dieser Gemeinde zu erschüttern. Neben seiner treuen Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinde fand er dennoch Zeit, sich wissenschaftlich weiterzubilden. Eine Studie über die Religionsphilosophie Hermann Loges verschaffte ihm im Herbst 1886 die *venia legendi* an der Zürcher Universität. Dreieinhalb Jahre lang hat er, dank seines unermüdllichen Fleißes, die doppelte Aufgabe als Pfarrer und Dozent durchgeführt. Da gelangte im Frühling 1890 an ihn die Berufung zum ordentlichen Professor für systematische Theologie und verwandte Fächer an der Universität Zürich. Die Entscheidung fiel ihm schwer. Hätte er dem Rufe seines Herzens folgen können, er wäre Pfarrer geblieben. Wenn er sich trotzdem anders entschied, so war es einzig deshalb, weil er erkannte, daß sein rasch abnehmendes Gehör ihm über kurz oder lang die Ausübung des Pfarramtes unmöglich machen werde. So trat er an die Stelle des nach Göttingen berufenen Professors Theodor Häring.

Seine Aufrichtigkeit in der Selbstkritik ließ ihn deutlich genug empfinden, daß er in der literarischen Darstellung eine umständliche und langsame Feder führte. Um so mehr hoffte er in der Professur, d. h. im persönlichen Verkehr mit den Studenten, einen ihm angemessenen Weg zur Verwendung seiner persönlichen Erfahrungen und seines literarischen Arbeitsertrages zu finden.

Die Uebersiedelung nach Zürich wurde ihm erschwert durch viele freundliche Zeichen der Wertschätzung von seiten der Ge-

meinde. Auch die Rücksicht auf die eigene Familie gab ihm zu denken; mußte er ja das geräumige, sonnige Pfarrhaus mit dem großen Garten vertauschen gegen eine enge, schattige Stadtwohnung Mühlebachstraße 42.

Drei Buben waren ihm in den Rüslechter Jahren geschenkt worden. Er ist ihnen ein verständnisvoller Erzieher und der treueste Freund gewesen bis zu seinem Tode. Er selbst ging ihnen voran in allem Guten, wanderte gern mit ihnen oder gesellte sich an den Sonntagabenden zu ihrem Spiel. Frühe suchte er ihnen die Bedeutung des Wortes „Gentleman“ einzuprägen, das nach seinem Empfinden alles in sich schließe, was eines Mannes würdig sei: Tatkraft und Treue so gut wie Selbstbeherrschung und Güte. Weise vermied er direkte religiöse Beeinflussung, weil er deren Gefahren an sich selbst kennen gelernt hatte. Dagegen suchte er gerade hier den Seinen voranzugehen und ihnen zu zeigen, daß der rechte Weg im Leben aufs engste zusammenhängt mit der innern Beugung vor Gott und der Nachfolge Jesu. Es lag ihm daran, seine Söhne zu anspruchslosen Menschen zu erziehen, ihnen aber eine möglichst umfassende geistige Ausbildung zuteil werden zu lassen. Deshalb wünschte er, daß alle drei das Gymnasium besuchen und die Maturitätsprüfung bestehen sollten. In allen diesen Grundsätzen stand ihm seine Gattin zur Seite und wußte seinen Einfluß trefflich zu ergänzen dank ihrer Konsequenz und praktischen Lebensauffassung.

Leider hatte er in Rüsnacht seine physischen Kräfte überschätzt. Seine Gesundheit war erschüttert, als er in Zürich das Lehramt antrat. Infolgedessen mußte er lange Zeit auf größere theoretische Arbeiten verzichten. Dies war um so mehr bedauerlich, als ein Vortrag über den Begriff der Offenbarung und vor allem einer über die Theodicee, den er in Straßburg hielt (veröffentlicht in der Christlichen Welt, Jahrgang 1902), ihm große Anerkennung von seiten vieler deutschen Theologen eingetragen hatte. Um so besser konnte er seine Zeit den Studenten widmen, der Kirche und verschiedenen christlich fundierten Unternehmungen, die seine Hilfe oder seine Mitgliedschaft im Vorstand nachsuchten.

Die Studenten, das war von nun an seine Gemeinde. Er stand zu tief im Leben drin und hing zu sehr an Kirche und Pfarramt, als daß er sich hätte begnügen können, nur zum

Nachdenken zu erziehen und nur Wissen zu vermitteln. Am Schlusse seines Dogmatikkollegs rief er den ins Pfarramt tretenden Kandidaten zu:

„Lassen Sie die Dogmatik nicht fahren. Sie lehrt uns nachdenken über die innersten Angelegenheiten des Lebens. Da heißt es nicht nur: „Was hat Christus, was hat Paulus gelehrt“, sondern da heißt es: „tua res agitur“. Dann werden Sie klar und tief predigen. Christus unser Führer, Gott unser Herr“.

Manche seiner Schüler mögen seine Vorsicht in allen Schlußfolgerungen bemängelt oder gefunden haben, die Resultate seines Forschens seien zu wenig bestimmt und abgerundet. Er war sich dessen selber genugsam bewußt. Allein seine Ehrfurcht vor den Tatsachen war zu groß, als daß er ihnen hätte Gewalt antun können. Ihm lag nicht daran, durch geistvolle Formulierungen zu blenden. Die Wahrheit bedeutete ihm alles, und diese ist schwer zu fassen, um so schwerer, je mehr man vertraut ist mit den widerstrebendsten Erscheinungen des Geisteslebens. Das war der Grundsatz seiner Vorlesungen, auch der dogmatischen. Bei all dieser Aufgeschlossenheit für die Fragen der Theologie und Wissenschaft schimmerte schlicht und klar sein lebendiger Christenglaube hindurch, von dessen erlösender Kraft er fest überzeugt war.

Seine Fähigkeit, sich hineinzufühlen in die Weltanschauungen und Gedankensysteme anderer, zeigte sich für die Studenten am deutlichsten im dogmengeschichtlichen Seminar und in seiner Vorlesung über die protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts. Mit wenigen einfachen Strichen wußte er da die Besonderheiten im Denken einzelner Menschen klar und leichtverständlich darzustellen. Das war's auch, was die Besucher seines Publice-collegs über die „Religion im Zeitalter der Klassiker“ gerne und dankbar anerkannten. Sie fühlten, wie gut er es verstand, vom christlichen Boden aus in feiner und gerechter Weise einen Goethe oder einen Schiller zu betrachten und zu beurteilen.

Auch die Abende oder gar Nachmittage, welche er entweder in Zürich oder am liebsten auf seinem Landgütchen Beisler-Egg bei Rapperswil den Studenten schenkte, bleiben bei vielen in lebendiger Erinnerung. Wie oft hat er, das Stehruder in der Hand, sie selbst hinübergeleitet nach der Ufenau, die Huttens

lete Tage gesehen, oder nach der Lükelau, wo er gar mit ihnen ein erfrischendes Bad im See nahm. Wer immer unter seinen früheren Studenten ihm Anhänglichkeit bewahrte, der konnte gewiß sein, in ihm stets einen treuen Berater und selbstlosen Helfer zu finden in allen Lagen.

Doch mitten im neuen Wirkungskreis konnte er den alten nicht vergessen. War nicht der neue im Grunde auch nur ein Spezialgebiet des alten und somit auch Dienst an der Landeskirche? Alles, was derselben förderlich sein und ihren evangelischen Charakter läutern konnte, das betrieb er mit gleich großer Gewissenhaftigkeit. Ob er am Sonntag auf der Fraumünsterkanzel seinen lieben Freund, Pfarrer Adolf Ritter, vertrat, oder ob er in einem abgelegenen Dorfkirchlein einem ehemaligen Schüler und später seinem jüngsten Sohne einen Liebesdienst leistete durch Uebernahme von dessen Amtspflichten, es wog bei ihm gleichviel. Ja, bei aller Arbeitsüberlastung gehörte es jahrelang zu seinen besonderen Freuden, wenn er am Sonntag nach dem Besuch des Morgengottesdienstes die Sonntagschule an der Trittligasse betrat und dort vor dem weißen runden Rachelofen stehend mit den Kleinen redete über die kurz vorher von ihren Lehrerinnen gehörte Geschichte aus dem Evangelium.

Ganz anderer Art waren die Dienste, welche die kirchlichen Behörden ihm überbanden. Schon als Mitglied der Geistlichkeitssynode des Kantons Zürich hatte er Anno 1898 zusammen mit Pfarrer Wismann am St. Peter das Organisationsstatut für eine neue Kirchenverfassung entworfen. Im Jahre 1902 berief ihn die neue Volkssynode in den Kirchenrat, dessen Mitgliedschaft er bis zum Tode beibehielt. Wie viele — und meist die schwierigsten — Anträge, welche diese Behörde vor der Synode zu vertreten hatte, wurden ihm anvertraut! Insbesondere trat er mit seinem ganzen Wohlwollen für die neue Uebersetzung der Zürcher Bibel ein. Unter den Bettagsgebeten stammen einige nach Form und Inhalt ergreifende aus seiner Feder. An der Bearbeitung der neuen Liturgie nahm er lebhaften Anteil. Am deutlichsten aber kommt seine innere Stellung zu Christentum, Kirche und Volk zum Ausdruck in dem „Visitationsbericht über die Verhältnisse und Zustände der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich in den Jahren 1898—1905“, den er im Auftrag des Kirchenrates der

Kirchensynode erstattete. Er hat darein eine wahre Fundgrube dogmatischer und ethischer Gedanken verwoben.

Unter den christlich fundierten Unternehmungen, bei denen er mitwirken durfte, nehmen die Diakonissenanstalt Neumünster und das Freie Gymnasium die erste Stelle ein. Wie tief er eingedrungen war in die Schwierigkeiten und in die Weihe des Schwesternberufes, davon gibt die letzte öffentliche Ansprache, die er wenige Tage vor seinem Tode hielt, beredtes Zeugnis. Es handelte sich um die feierliche Amtseinsetzung von Oberschwester Rosa Hofer, welche ihm übertragen worden war. Als Präsident des Freien Gymnasiums (1900—1912) hatte er einen jahrelangen Kampf mit den kantonalen Behörden auszufechten, bis endlich dieser Schule das Recht zuerkannt wurde, selber den Abiturienten die Reifeprüfung abzunehmen.

Diese verschiedenen Arbeitsgebiete und die Anerkennung, welche er darin fand, füllten wohl sein Leben aus; aber ganz befriedigen konnten sie ihn nicht. Dies empfand er deutlich, als ihm seine Fakultät im Jahre 1900 die theologische Doktorwürde *honoris causa* verlieh „wegen seiner in 10jähriger Ausübung seines akademischen Amtes bewährten hervorragenden Verdienste als gelehrter Forscher und vorzüglicher Lehrer“. Was hatte er geleistet für die Wissenschaft? Wie konnte er sich erkenntlich zeigen für diese Ehrung? Durfte er hoffen, in den kommenden Jahren Gelegenheit zu finden und die Kraft zu besitzen, auch literarisch hervorzutreten?

Die erste, die sich ihm bot, war die 100. Wiederkehr des Todestages von Joh. Casp. Lavater auf das Jahr 1902. Im Blick auf die große Bedeutung dieses vielseitigsten und bekanntesten Pfarrers seiner Vaterstadt gab Prof. Gustav von Schultheß die Anregung zu einer von der Stiftung Schnyder von Wartensee herausgegebenen Lavater-Denkschrift. Sich selbst mutete er dabei die schwerste, aber auch fruchtbarste Aufgabe zu, den Abschnitt über Lavaters religiöse Persönlichkeit. Den ganzen Strom religiöser Empfindungen des 18. Jahrhunderts, der das Herz dieses Mannes durchzog, der ihm aber nicht sein Eigenstes, seinen Gottesverkehr und seinen sittlichen Kampf, zu nehmen vermochte, suchte Prof. v. Schultheß mit klarem Blick und feinem Gefühl auf den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Seiten zusammenzufassen.

Die umfangreichen Studien, welche diese Darstellung erfordert hatte, machten ihn mit der Fülle der geistigen Strömungen jener Zeit vertraut und lenkten seine Aufmerksamkeit auf Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. Das Wenige, was über diese charaktervolle Frauengestalt, die der Familie der Zürcher Schultheßen so nahe stand, der Vergangenheit und Vergessenheit entrissen werden konnte, hat er im Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich auf das Jahr 1903 veröffentlicht. Die Arbeit, so zeitraubend und mühevoll sie auch war, machte ihm viel Freude. Anno 1912 durfte er einen Neudruck seiner „Bäbe“ erleben, welche diesmal in gediegener Buchform viele neue Freunde gewann.

Allein trotz aller Genugtuung, die er in der Beschäftigung mit dem Leben und Denken des 18. Jahrhunderts fand — seine späteren Publice-Vorlesungen über die „Religion im Zeitalter der Klassiker“ geben ein leuchtendes Zeugnis davon —, zog ihn der Geist der Reformation viel stärker an. Stets schwebte ihm die Absicht vor, ein Buch zu schreiben über Zwinglis Theologie. Er sollte diesen Plan nicht mehr verwirklichen können. Aber alle seine späteren Schriften über die Reformationszeit faßte er gleichsam als Vorstudien für seine Zwingliforschung auf. So war es mit der Broschüre über Heinrich Bullinger, den Nachfolger Zwinglis, die er im Jahre 1904 für den Verein für Reformationsgeschichte abfaßte. So war es auch mit dem Aufsatz über den humanistischen Kardinal Sadoletto, den er namens seiner Fakultät der Genfer Akademie zum Reformationsjubiläum 1909 widmete. So war es endlich mit seiner Rede zum Gedächtnis Calvins, die er am 3. Juli 1909 in der Aula der Universität Zürich hielt: „Joh. Calvins Gedankenwelt“ (vgl. Zwingliana 1909, S. 290). Alle diese Schriften sind Zeugen seiner großen Fähigkeit, überall das Wesentliche herauszufinden und in gedrungener, klarer Form zum Ausdruck zu bringen. Sie beweisen auch seine Liebe zu den Menschen, deren Leben und Denken er zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hat, und die Weite seines Herzens, mit der er den Sonderheiten eines jeden gerecht zu werden suchte. Am deutlichsten kommt dieser Wesenszug bei ihm zum Ausdruck in seinem Beitrag zur „Festschrift der Dozenten der Universität Zürich 1914“, wo er sich die Aufgabe stellte, gleich-

sam eine Porträtgalerie der verstorbenen Mitglieder seiner Fakultät darzubieten. Es gibt wohl keine Fakultät, die sich einer so feinen Charakteristik ihrer Dozenten rühmen darf, wie die theologische in Zürich.

Dies war seine letzte größere Arbeit, welche im Druck erschienen ist. Von da an wandte er seine Aufmerksamkeit den Weltanschauungsproblemen zu. So liebevoll und lebenswarm er vergangene Denker und ihre Welt zu zeichnen verstand, sie waren ihm alle Wegweiser zur Erforschung des Lebens überhaupt. Ausgehend von den Gedanken Wilhelm Diltheys, den er genau kannte und liebte, suchte er den Begriff des Lebens, die Gesamtauffassung des Menschen so darzustellen, daß die Religion als entscheidender, wegleitender Faktor im menschlichen Wesen und Erkennen sichergestellt war. „Weltanschauungsprobleme und Religion“, so ungefähr hätte der Titel eines Werkes lauten sollen, auf das er hinarbeitete. Er ist nicht mehr zur Ausführung dieses Planes gekommen. Aber wer sich in die Festpredigt versenkt, die er anlässlich der Weihe der neu erbauten Universität am 19. April 1914 von der Fraumünsterkanzel aus hielt, der spürt es heraus, wie weit und tief sein Herz war, wenn es sich darum handelte, menschliches Suchen und Finden zu deuten. Ueberall sah er Arbeit in der Werkstatt des Schöpfers oder Gnadengaben Gottes. Da sagt er beispielsweise, und es klingt wie ein freudiges Bekenntnis:

„Männer der Wissenschaft stehen im Dienste Gottes und treiben sein Werk . . . Unsere Fakultäten bauen am Tempel des Höchsten und verkündigen in verschiedenen Zungen sein Wort . . . Dies ist freilich ein Glaube, nicht das Resultat einer Untersuchung; es ist ein Entschluß der Seele, wie alles, was unserm Leben Wert und Größe verleiht“.

Oder wer seine Reflexionen zum Kriege liest (Kirchenblatt 1914, Nr. 39—42), welche er in tiefem Schmerz über die schreckliche Entzweiung der Menschen und die grausamen Leidenschaften in Gesinnung, Wort und Tat geschrieben hat, der merkt auch da, wie nahe für ihn Seelenadel und Gerechtigkeit zusammen fallen mit der innern Beugung vor dem lebendigen Gott und Christus.

Waren es die aufregenden Kriegsjahre, war es die Ueberanstrengung während der dreißigjährigen angespannten Tätigkeit als Dozent, Forscher und Gestalter, welche seine Gesund-

heit untergruben? Er hatte von jeher eine zarte Natur gehabt und frühe schon seiner Kraft zuviel zugemutet, indem er stets seine Ferien zu konzentrierter geistiger Arbeit verwendete. Schon im Jahre 1907 stellten die Ärzte bei ihm Arteriosklerose fest, und rieten ihm, sich zu schonen. Sie sahen die Möglichkeit eines Schlaganfalles voraus. Allein er konnte sich nicht entschließen, jetzt schon die Hände sinken zu lassen. „Lieber ein kurzes Leben voll Arbeit und Liebe, als ein langes Leben voll Muße und Leere.“ So äußerte er sich und ließ weder sich selbst noch die Seinen im unklaren darüber, daß die Todesstunde unversehens an ihn herantreten könnte.

Außerlich ließ er sich's kaum anmerken, daß er oft litt unter Schlaflosigkeit und Bangigkeiten. Dagegen konnte man beobachten, daß sein Gehör stetig abnahm. Dies war für ihn eine schwere Beeinträchtigung im Verkehr mit den Menschen, ein großes Entbehren. Aber, während infolgedessen bei vielen Menschen das Gemüt sich verdüstert, so trug Gustav v. Schulthess sein Uebel mit seltener Geduld und Ergebung. Dank seiner Arglosigkeit, seiner Freude an der Natur, am Beobachten und Denken und seines sonnigen Wesens blieb er vor aller Bitterkeit bewahrt. Mit inniger Teilnahme und tiefem Verständnis schaute er auf seine Leidensgenossen, die nicht so veranlagt waren wie er und darum schwerer trugen. Ihnen war er ein berufener Tröster. Davon zeugt seine im Druck erschienene Schwerhörigen-Predigt vom 30. Januar 1916 über Rm. 8, 35—37. Aufmerksam verfolgte er alle technischen Versuche, die gemacht wurden, um die Schwerhörigen aus ihrer aufgezwungenen Vereinsamung zu befreien. Da bei ihm elektrische Hörapparate versagten, ließ er sich noch in den letzten Lebensjahren Absehunterricht erteilen und erreichte in dieser schwierigen und ermüdenden Kunst eine bemerkenswerte Fertigkeit.

Viel Erholung brachte ihm das Landleben. Er hatte im Frühjahr 1904 von seinen Geschwistern das einst dem Vater gehörende Landgütchen zur Weisler-Egg bei Rapperswil zu seinem alleinigen Eigentum erworben. Viele schöne Jugenderinnerungen verbanden ihn mit diesem sonnigen stillen Ort. Das liebliche Landschaftsbild, welches Auge und Herz erquickt, die körperliche Bewegung auf Ruderfahrten und Spaziergängen, die er nie ohne sein rührend treues, hellbraunes Dachs-

hündchen unternahm, boten ein wertvolles Gegengewicht gegenüber der Arbeit in der Studierstube. Er hatte großes Interesse für Weinbau und Landwirtschaft überhaupt und war bestrebt, sein Gütchen in guter Ordnung zu halten. Freilich blieben ihm dabei Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten nicht erspart.

Sobald der Frühling ins Land zog, erwachte bei ihm die Sehnsucht dorthin.

Von da an konnte man fast täglich zweimal den großen Mann beobachten, wie er, eine Ledertasche voll schwerer Bücher an der Hand, in strammer Haltung auf der Landstraße zwischen Feldbach und der Beisler-Egg dahinschritt. Mit großer Genugtuung sah er, wie auch seine Familie Liebe gewann zum Landleben und den Sommer nirgends lieber verbrachte als „in der Egg“.

Seine Söhne hatte er nach bestandener Maturitätsprüfung ins Ausland ziehen lassen und ihnen Gelegenheit gegeben, sich in der Welt umzusehen und Sprachen zu lernen, bevor ein Beruf sie irgendwo festbannte. In der Fremde wußten sie sich stets begleitet und getragen von den treuen Gedanken und Gebeten ihrer Eltern, und keine Woche verging, ohne daß der vielbeschäftigte Vater ihnen einen liebevollen Brief geschrieben hätte, teilnehmend und gütig, ermunternd und beratend. Hier entfaltete sich bei ihm erst die ganze Kunst seiner Feder, der leuchtende Adel seines Sinnes. So wie die Söhne, werden auch Hunderte seiner ehemaligen Studenten und Freunde dankbar der Briefe gedenken, die er ihnen geschrieben, und sie als kostbares Andenken bewahren. Auf die Berufswahl seiner Söhne übte er keinen Druck aus, sondern beschränkte sich darauf, zu raten und zu helfen und stets darauf hinzuweisen, daß ein Beruf nur dann glücklich mache, wenn er ausgeübt werde als Dienst an den Menschen und Gottesdienst, nicht nur als Erwerb oder als Mittel, für sich allein Vorteile zu gewinnen. Wie freute er sich, als sie ihm liebe Schwiegertöchter brachten, hatte er doch stets den Mangel einer eigenen Tochter empfunden. Ihnen schenkte er seine zarte Aufmerksamkeit und väterliche Freundschaft und war glücklich über das Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachten. Er setzte seinen ganzen Einfluß darein, die Zusammengehörigkeit in der Familie zu stärken, damit im Falle seines Ablebens das Band unerschütterlich fest bleibe.

Seit seiner Berufung nach Zürich blieb Gustav v. Schultheß seiner Universität und seiner Vaterstadt treu. Es wäre ihm nicht schwer gefallen, im Ausland an bedeutenderen Universitäten einen größeren Wirkungskreis zu finden. Zweimal hat er diesbezügliche Anfragen mit Bestimmtheit abgewiesen. Von Jugend auf war es seine Lust gewesen, zu reisen, um fremde Länder und Menschen mit ihren Sitten kennen zu lernen. Aber in früheren Jahren fehlten ihm die Mittel und später die Zeit dazu. Erst im September/Oktober 1902 konnte er den längst gehegten Wunsch in Erfüllung bringen, Rom und Italien kennen zu lernen. Unvergesslich blieben ihm die Erinnerungen an jene Wochen. Daran reihten sich in späteren Jahren Reisen nach Holland und England. Stets war er begleitet von seiner Frau, deren Gesellschaft und verständnisvolles Mitempfinden er nicht gern missen wollte. Sie war ihm zugleich bei seiner Schwerhörigkeit eine unentbehrliche Hilfe.

Wer dem Grundsatz lebt: Wirkt solange es Tag ist, der merkt nicht, wie die Zeit dahineilt. So ging es Gustav v. Schultheß, als ihm am 8. Juli 1915 beim Betreten seines Auditoriums, das ihm zu seiner Freude in seinem Geburtshaus zum Rechberg angewiesen worden war, frische Blumengirlanden entgegenleuchteten. Seine Studenten hatten es sich gemerkt, daß er an diesem Tage seine 25jährige Wirksamkeit als Ordinarius vollendete, und wollten diese Gelegenheit benutzen, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen und ihm zu sagen, daß sie in ihm nicht nur den Lehrer, sondern auch den väterlichen Freund verehrten. Sie ahnten freilich nicht, daß übers Jahr sein Leib schon im Grabe ruhen werde.

Schon am 27. April 1907, seinem 55. Geburtstage hatte Gustav v. Schultheß einige Wünsche an die Seinen niedergeschrieben, die ihnen im Fall seines plötzlichen Sterbens begleitend sein sollten. Da hatte er auch den Spruch genannt, den er sich auf den Grabstein wünschte: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“. (Röm. 14, 8.)

Seither waren neun Jahre verstrichen. Seine Söhne hatten das Elternhaus verlassen und jeder seine Lebensstellung gefunden. Den beiden ältesten hatte er die Ehe eingesegnet aus freudigem, dankbarem Vaterherzen heraus. Vier Enkelkinder hatte er in der Taufe Gott geweiht. Seinen jüngsten Sohn hatte er selbst zum Dienst an der Kirche ordiniert und zu

seinem Eintritt ins Pfarramt der Kirchgemeinde Burg bei Stein a. Rh. begleitet. Es war still geworden in der Egg, die er im Frühling des Jahres 1916 mit seiner Frau wieder bezogen hatte.

In der Frühe des 4. Juli 1916, eines heißen Sommertages, wanderte er wie gewohnt zur Station und fuhr nach Zürich. Dort hielt er seine Vorlesungen und arbeitete zwischen-
hinein in seinem Studierzimmer am Beltweg. Abends mußte er nochmals zur Universität hinauf zu einer Sitzung im Kreise seiner Kollegen. Er hatte sich verspätet und eilte; denn er hatte den Vorsitz zu führen. Frisch und lebendig leitete er die Verhandlungen bis zum Schluß. Dann befiel ihn ein Unwohlsein. Es war der Vorbote eines Hirnschlages, der nach wenigen Stunden seinen Tod herbeiführte, ohne daß er das Bewußtsein wieder erlangt hatte. Drei Tage später fand nach seinem Wunsch im engsten Kreise im Hause Beltweg 25 die Abdankung statt. Dann wurde er auf dem Privatfriedhof, wo er sich in der Nähe seiner Voreltern einen Grabplatz gekauft hatte, beigesetzt. Dort sagte ein ehemaliger Schüler und späterer Kollege von ihm die Worte:

„Ihm war Röstliches zu eigen, er hat Treffliches getan, aber das Beste war sein Wesen“.
